



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Aus Italien

Rebbert, Joseph

Paderborn, 1877

97.

urn:nbn:de:hbz:466:1-31650

Otiosis locus hic non est, discede morator (hier ist für Faulenzer keine Stätte, geh' vorüber, Zauderer) — alles dieses läßt uns nicht zweifeln, daß an der Stätte, wo diese Inschriften gefunden sind, vor dem Untergange der Stadt das Evangelium verkündet worden ist.

Wie sind doch diese Inschriften so wichtig! Es sind nur wenige aber viel besagende Worte von Feindeshand, voll der Lästerungen und Schmähungen, wie sie bei den Heiden gegen die Christen üblich waren. „Maulesel — Bügner“ sind die Ehrentitel, die das verkommene Heidenvolk den Bekennern Christi gab. Warf man ja den Christen sogar vor, sie erwiesen einem Esel göttliche Verehrung, welche grauenhafte Verleumdung so unsäglich grauenhaften Ausdruck gefunden hat in jenem heidnischen Spotterucifix vom Palatin. (Näheres in der genannten Abhandlung S. 843 ff.) Was werden die wenigen Christen in Pompeji von den sittenlosen Heiden zu erdulden gehabt haben! Die aufgefundenen Spottinschriften lassen es errathen. Aber sie beantworten doch die allerwichtigste Frage: Hat es in Pompeji Christen gegeben? Und somit bilden sie den kostbarsten Fund, der seither in Pompeji gemacht ist. Hoffentlich und wahrscheinlich wird dieser Fund bei den weiteren Ausgrabungen nicht vereinzelt dastehen. Vor Allem werden wir auf christliche Documente hoffen dürfen in jenem Stadttheile Pompeji's, den die Juden bewohnten. Dieser befand sich wahrscheinlich in der Nähe des Sarnoflusses, welcher Stadttheil von dem jetzigen Standpunkte der Ausgrabungen aber noch sehr entlegen ist. Wenn man in der jetzt eingeschlagenen Richtung fortgräbt, so würde der in Rede stehende Stadttheil erst gegen Ende der Arbeiten aufgedeckt werden. Da die Arbeiten der Natur der Sache nach nur langsam und vorsichtig betrieben werden können, so müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß es wohl sehr wenigen von den jetzt Lebenden vergönnt sein wird, einst das vollständig aufgedeckte Pompeji zu besuchen.

97.

Doch nun endlich hinaus aus der heidnischen Todtenstadt! Wie wir uns freuten, nach stundenlangem Umherwandern

in der Todtenstadt Pompeji wieder in die volle blühende Natur zurückzuführen!

Ein sehr anmuthig gelegenes kleines Gasthaus mit einem nach vorn freien Salon — einer Art Veranda — sammelte uns „Pompeji-Forscher.“ Hier athmeten wir allmählich wieder auf. Der unsern Lesern schon bekannte liebenswürdige Domherr aus Ungarn versuchte es mit Erfolg, uns einigermaßen mit dem bösen Besuch zu versöhnen, indem er von der berühmten Gabe des Besuch — Lacrimae Christi genannt — heranbringen ließ. Dieser, den üppigen Weingärten, die den Fuß des Besuch umgeben, entstammende edle Tropfen spülte die Asche herunter und söhnte selbst meinen Reisegefährten, der wiederholt mit den Worten: „Kerl, dir traue ich nicht!“ die Faust gegen den rauchenden Besuch geballt hatte, halbwegs mit seinem wuthentbrannten Gegner aus. Als der freundliche Domherr einem uns noch nicht bekannten Tischgenossen ein Glas von dem edlen Naß eingeschenkt hatte, erwiderte dieser: „Aber ich bin kein Oesterreicher; ich bin ein Preuße!“ — Thut nichts zur Sache, entgegnete der Domherr. „Aber ich bin auch nicht katholisch, ich bin Protestant“ — bemerkte der Fremde weiter. Auch das thut hier nichts — erwiderte der Domherr, und heiter stießen wir mit dem offenherzigen Preußen und Protestanten an. Was sich der protestantische Preuße wohl für Vorstellungen von dem katholischen Domherrn aus Ungarn gemacht haben mochte! Er wurde eines Andern belehrt und auch seine culturfämpferischen Anschauungen fanden in gemüthlicher Unterhaltung nähere Aufklärung. „Was meinen Sie wohl, mein lieber Freund“, — so wurde der preußische Protestant u. A. gefragt — „wenn die Apostel Petrus und Paulus, wie wir sie aus der hl. Schrift kennen, nach Deutschland kämen, um dort zu predigen, würden sie sich dazu erst Erlaubniß von irgend einer weltlichen Behörde erbitten, oder würden sie sich auf den Standpunkt der katholischen Bischöfe stellen?“ Ich habe die interessante Frage genau behalten, ebenso die verneinende Antwort des preußischen Protestanten, der sich nach und nach ganz behaglich zu fühlen schien in unserer schwarzen Gesellschaft. In die Unterhaltung kam kein Mißton, auch nicht als ein fahrender Musicant in unsern Salon eintrat und zu den Klängen seiner Laute das beliebte Lied Santa Lucia sang.

Wenn der „Bruder“ Dr. Schöner in seinen Pompeji-Erinnerungen sagt: „Ein blinder Musicant, der die „Santa Lucia“, das populärste neapolitanische Volkslied, beharrlich einen halben Ton tiefer spielt als seine 50 jährige Ehehälfte sie singt, erzwingt durch die Fortsetzung drohende Miene einige Soldi“ — so kann er unmöglich den Musicanten meinen, den wir gehört, und der unsere Ohren keineswegs nach Art deutscher Orgeldreher maltrairt hat. Auch war das Lied, das er zum besten gab, keines jener unzähligen poesielosen Soldaten- und Schlachtlieder, worin wir seit unsern glorreichen Kriegen in Neu-Deutschland so Erbärmliches geleistet haben: es war eben das Lied Santa Lucia:

„Sanft zieht der Mond hin, strahlend im Meere
Schimmern der Sterne zahllose Heere:
So wirft du wahren uns in Gefahren,
Heil'ge Lucia.

Wenn uns umstarren Felsen und Riffe,
Wenn grimme Wellen drohn unserm Schiffe . . .
Lenk' uns're Barke, Gütige, Starke,
Heil'ge Lucia.“

Statt der poetischen „Barke“ kam gegen 2 Uhr das profaische Dampfroß. Wir stiegen in den Zug und waren bald am Bahnhofe Neapel.

„Hôtel Allegria“ lautete unsere Parole für Neapel, und bald eilte unsere Droschke durch unzählige meist enge und winklige Straßen, woran Neapel so großen Vorrath besitzt. Da unser Gasthof recht tief in der großen 50,000 Häuser zählenden Stadt lag, so bot uns gleich die erste Fahrt reiche Gelegenheit, das Gewühl und Gewimmel auf den Straßen zu beobachten, von dem behauptet wird, dergleichen finde sich nirgends in Europa. Ja, das war ein Spectakel, ein Lärmen und Drängen, daß einem Hören und Sehen hätte vergehen müssen, wenn wir keine westfälischen Nerven gehabt. Die neapolitanischen Kutscher haben übrigens dieselbe Gewandtheit in der Lenkung der Droschken wie die venetianischen Gondelführer in der Leitung der Gondel, und so kamen wir ohne allen Anprall durch die vielen Kutschenmäuel glücklich hindurch zur Allegria. Der freundliche Wirth wies uns unsere Wohnung hoch oben — vielleicht im 7. bis 8. Stockwerke — in

seinem hohen Hause an. Von diesem erhabenen Wohnsitze konnten wir ein gutes Stück Nachbarschaft betrachten. Alle Häuser haben platte oder flach gewölbte Dächer, auf denen wir in der kühlen Abendfrische Spaziergänger und spielende Kinder wiederholt bemerkt haben. Vor dem Herabfallen schützt ein eisernes Geländer.

Wir erholten uns zunächst von dem betäubenden Lärm, den unsere Ohren ausgestanden hatten, und diese Zeit will ich jetzt dazu benutzen, dem Leser über die Stadt Neapel im Allgemeinen etwas Näheres zu erzählen.

Die Stadt Neapel ist von hohem Alterthum. Ihre Gründer waren Griechen. Ihr alter, von den Dichtern gern gebrauchter Name war Parthenope, den man auf die gleichnamige Sirene zurückführte, die man hier begraben sein ließ. Den (griechischen) Namen Neapolis — zu deutsch: Neustadt — erhielt sie, um sie von ihrer, durch eine Mauer von ihr getrennten Schwester Paläopolis — d. h. Altstadt — zu unterscheiden. Beiden Städten gibt Livius denselben Ursprung. Zur Römerzeit fiel die trennende Mauer, und aus den zwei Städten wurde Ein Neapel. Viele vornehme Römer lebten hier den Studien oder zumeist dem Vergnügen. Schon Horaz nannte diese Stadt otiosa Neapolis — das müßige Neapel — Ovid bezeichnet Neapel als in otia natam — zur Muße geboren, und Virgil spricht mit Entzücken von der Zeit, wo er weilte, „in der holden Parthenope freundlich nährender Flur.“ Unter allen Großstädten der Erde, so behauptet man, hat Neapel die schönste Lage. Daher stammt das bekannte Wort: Veder Napoli e poi morir — Neapel sehen und dann sterben! — womit man sagen will, man könne nach Neapel nichts Schöneres mehr auf Erden sehen. Das Wort gilt nicht dem Innern der Stadt, sondern den Reizen ihrer Lage — und darum heißt es jetzt nach kurzer Erholung: hinaus in's Freie, in Gottes Natur, hinaus aus Neapel, um Neapel zu sehen!

Wir steigen in die erste beste Droschke, rufen dem Kutsher „San Martino“ zu, und dann eilt er mit uns durch die Straßen, und hinaus geht's zur herrlichen Karthause San Martino. Wie sie dort am Berge malerisch schön liegt, die wundervolle Karthause! Doch ach, die Söhne des hl. Bruno haben auf Geheiß der piemontesischen „Cultorkämpfer“ ihr Kloster und ihre Kirche verlassen müssen. Wir betreten die prachtvolle

Kirche: kein ewiges Licht brennt mehr in derselben, und keine hl. Messe wird dort mehr gefeiert: die Kirche wird uns bloß als schönes — Baudenkmal gezeigt. O ihr Barbaren! — wie unser katholisches und deutsches Blut kochen möchte, daß ihr euch an Kirche und Kloster der Söhne unseres hl. Landsmannes Bruno (geboren zu Köln um das Jahr 1035, stiftete er im Juni 1084 den Karthäuserorden) vergriffen habt. Ueber diese Karthause bei Neapel heißt es in dem — in der Bonifacius-Druckerei in deutscher Uebersetzung erschienenen — die piemontesische Wirthschaft brandmarkenden „Briefe des Herrn Bischofs von Orleans an Herrn M i n g h e t t i, Finanzminister Königs Victor Emmanuel über die Plünderung der Kirche in Rom und Italien“ S. 25:

„Ich habe zu Neapel die berühmte Karthause, jenes wundervolle Kloster auf seinem herrlichen Berg im Angesicht des Besuns und des silberglänzenden Meeres besucht, wie alle Welt es besucht hat. Ehedem war es ein guter, leutseliger Vater, der den Reisenden empfing, ihm eine Erfrischung anbot und ein einsichtiger Führer für ihn war; heute ist es ein unbeholfener Soldat, der lächerliche Anstrengungen macht, ein schlechtes Französisch zu sprechen. An die Stelle der großartigen Bibliothek, die man weggenommen und wer weiß wohin geworfen hat, ist ein Magazin von Venetianischem Glas und gemalter Fayence getreten — ein großer Fortschritt für die Cultur! Von den zwei und dreißig Religiosen, die sonst hier wohnten, sind nur zwei zurückgeblieben, die in den vereinsamten, öden Hallen nun traurig umherirren. Da wird das Lob Gottes nicht mehr gesungen, da sind die alten weißen Mönche nicht mehr, die majestätisch in den herrlichen Säulengängen wandelten und in den prachtvollen Nächten Neapels zum Gebete aufstanden, indeß die ganze, große Stadt am Fuße des heiligen Berges im Schlafe lag.“

Wir haben keinen dieser „alten weißen Mönche“ mehr gesehen; die beiden letzten waren vielleicht auch ausgewiesen worden.

Nachdem wir die „öden Hallen“ mit schmerzbelegtem Herzen besichtigt hatten, eilten wir wieder ins Freie und fuhren dann weiter bergan bis zum Fuß des prachtvolles Bergschlosses Castello di St. Elmo. Dieses fast ganz in einen Felsen gehauene sechseckige Fort gehört zu den berühmten Aussichtspunkten. Aber

war für uns Aussicht da, zu dieser schönen Aussicht zu gelangen? Fortes fortuna adiuvat — frisch gewagt, ist halb gewonnen — dachten wir, gingen durch die wachhabenden Soldaten und ließen uns bei dem Capitano des Forts melden als zwei Prussiani, die gern das Castello di St. Elmo lediglich der schönen Aussicht wegen ersteigen möchten. Es dauerte nicht lange, da kam der Capitano mit echt italienischer Liebenswürdigkeit zu uns herab und lud uns mit den höflichsten Worten ein, wir möchten ihm nur folgen und ihm erlauben, daß er selbst den Cicerone mache. Und nun ging er uns voran auf die höchste Spitze — oder richtiger Fläche — des Castells, führte uns dort nach allen Himmelsrichtungen umher und zeigte uns von der Mauerbrüstung aus die herrliche Umgegend, indem er uns jedesmal die einzelnen Punkte erklärte, die sich unserm erstaunten Blicke erschlossen. Hören wir, wie Stolberg sich über die Aussicht von dem Castell Sant Elmo äußert: „Hier sieht man die Stadt unten zu seinen Füßen, den Hafen, das Land umher, den Vesuv und den ganzen Meerbusen von Neapel. Links bergige krumme Gestade bis zum Vorgebirge von Sorrento; rechts die vorlaufende Landzunge des Berges Posilippo, hinter ihr die Küste von Baja und das hohe Vorgebirge Misenum, welches durch einen langen Isthmus mit dem Ufer zusammenhängt. Die Inseln Capri, Ischia, Procida verschönern noch diese Aussicht, deren Größe das Auge fesselt, deren Lieblichkeit es erquickt.“ — Ich bemerkte dem liebenswürdigen Officier, der uns alle diese Herrlichkeiten — nicht flüchtig, sondern mit eingehender Ruhe — zeigte, hier verstehe man das Wort: Neapel sehen und dann sterben. Scherzend erwiderte er: „Ich halte es nicht mit diesem Worte; ich meine: Neapel sehen und dann — noch recht lange leben, damit man es noch recht lange sieht.“

Gerade nach Neapel hin gerichtet stand oben auf dem Castell eine prachtvolle Kanone. Ich las die Inschrift; sie besagte, daß die Kanone ein Geschenk für Papst Pius IX. sei, wenn ich mich recht erinnere, ein Geschenk der Königin von Portugal. „Die Kanone ist von Rom hierhergebracht“, sagte der Officier; „mit ihr wird die genaue Mittagszeit für Neapel angegeben.“ Er enthielt sich jeder „Cultur“-Bemerkung, die mancher Andere gewiß nicht zurückgehalten hätte bei der Wahrnehmung unseres großen Interesses für diese Kanone. Ueber-

haupt hat dieser italienische Officier, ein junger rüstiger Mann, — de Luca ist sein Name — den besten Eindruck auf uns gemacht, und schon zum Danke für seine uns bewiesene Liebenswürdigkeit möchte ich ihm von Herzen einen ganz andern Kriegsherrn gönnen, als — Victor Emmanuel.

98.

Ein Abend in Neapel ist etwas fast unbeschreiblich Schönes; er will genossen, nicht beschrieben werden. Wir lenkten unsere Schritte zum Meere, an dessen Ufer sich ein öffentlicher langer Spazierweg hinzieht. Welch eine erquickende Luft nach des Tages Hitze! Weit angenehmer als unser Spaziergang war indeß unsere Spazierfahrt auf den schönen Wellen des herrlichen Golfs. Ein Professor aus Belgien, ein Doctor und ein Maler aus Luxemburg und wir zwei Paderborner bestiegen denselben Kahn, den ein Führer mit dem klassischen Namen Vesuvio lenkte. Glitt anfangs der Rachen sanft dahin, so rauschten doch bald höhere Wogen, die sich mit lautem Schall an der Felsenburg Castello dell' Uovo — von seiner Gi form so genannt — brachen. Dem Professor aus Belgien kam die Angst; er gab seiner Furcht, ob es dem Fährmann gelingen werde, die Wogen sicher zu durchschneiden, lauten Ausdruck. Senza paura, signori — beruhigte uns Vesuvio — ho mangiato una gran porzione di maccheroni — „Nur ohne Furcht, meine Herren, ich habe ordentlich gegessen“ —; und richtig, Vesuvio hatte Kraft genug, das Fahrzeug sicher zu lenken. Bald wurden die Wogen auch wieder ruhiger, und so dehnten wir unsere herrliche Spazierfahrt möglichst weit aus.

Nach dieser angenehmen und erquickenden Spazierfahrt begaben wir uns zur Villa Reale — der schönsten Promenade Neapels. Sie ist 2000 Fuß lang und 200 Fuß breit und in 5 Baumalleen abgetheilt; herrliche Marmorstatuen zieren dieselbe. Es wimmelte auf ihr von Menschen, die den schönen Klängen der Militärmusik zulauschten. Wir thaten dasselbe, labten uns an der schönen Luft und an Gefrorenem, das man in Neapel so trefflich zu bereiten versteht. Da möchte man die ganze Nacht hindurch auf einer Steinbank sitzen und den herrlichen tiefblauen Himmel betrachten. Wie der Abend-